



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur Dialektschreibung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Verwendbaren zu der Ansicht gelangt, daß wir keinen Grund haben, uns in der Wahl der Stoffe, sei es durch eine Theorie, sei es durch ein erfolgreiches einseitiges Beispiel, Beschränkung auf irgend ein bestimmtes Gebiet der Literatur oder Geschichte auferlegen zu lassen. Es kann in dieser Hinsicht nur die persönliche Vorliebe des Dichters oder Komponisten entscheiden, aber keine Theorie. Für die letztere kommt es nur darauf an, daß die Handlung durch die Fülle innern Lebens interessant sei, damit es dadurch auch die äußern Begebenheiten werden.

Ferner sind wir zu der Überzeugung gelangt, daß für die künftige Opernkomposition die Forderung nach individueller Charakteristik der Person wieder mehr in den Vordergrund treten müsse, und endlich haben wir gewagt, die Wiedereinführung der Musik als selbständige Kunst in die Oper zu fordern. Es kommt nur darauf an, daß wir ihren wundervollen technischen Apparat künstlerisch, organisch, nicht unkünstlerisch und mechanisch, wie es zuweilen in frühern Opern geschehen ist, verwenden. Wie dies zu bewerkstelligen sei, ist Sache der schaffenden Kunst, die zum Vollbringen des Werkes eines Talentes mit sicherem künstlerischen Instinkt bedarf. Ebenso ist das Verhältnis des Textes, die Gestalt, in der er seinen Inhalt der Musik zur Vollendung des künstlerischen Gesamtbildes darzubieten hat, eine Frage der Praxis, die wir hier nicht weiter zu verfolgen brauchen. Wir haben nur die Richtung andeuten wollen, in welcher der schaffende Künstler sein Opernideal in Zukunft suchen müsse, und sind überzeugt, daß in dieser Richtung der Oper noch so manche neue und ideale Aufgabe zur Lösung sich darbieten wird.



Zur Dialektschreibung.



er „alte Leibz'ger,“ Edwin Bormann, der im Laufe der letzten Jahre durch seine ergötzlichen „Boesieen“ sich rasch einen großen Freundeskreis erworben hat, hat kürzlich unter dem Titel Herr Engemann ein Bändchen Humoresken in Prosa veröffentlicht, die durch ihren köstlichen Humor jene „Boesieen“ fast noch übertreffen.*) Der Held dieser Geschichten und zugleich ihr Erzähler, Herr Engemann, bekleidet einen wichtigen Posten; er ist „Ufwärder an der Thomasschule in Leibzig“ und beschäftigt sich in seinen Mußestunden mit der „Uhnferdigungf

*) Herr Engemann. Nach aushendischen Duellen von Edwin Bormann. Erstes Dausend. Leipzig, 1883. Bei A. G. Liebeskind.

von Stiefelhelzern," die er so kunstvoll und in so kostbarem Material liefert, daß die berühmtesten seiner Zeitgenossen, Schiller, Goethe, Alexander von Humboldt, Napoleon, Marschall Ney, Davoust, Talleyrand, Fürst Metternich und — durch Schillers Vermittlung, wenn auch natürlich nicht der Stiefelhölzer wegen — sogar Frau von Staël sich um seine persönliche Bekanntschaft und seine Gunst bemühen. Mit einigen der genannten steht er in Korrespondenz, mit andern hat er die merkwürdigsten Unterredungen, die dann nicht bloß für die Gestaltung hervorragender dichterischer Erzeugnisse von Wichtigkeit werden, sondern auch den Gang der politischen Ereignisse in entscheidender Weise beeinflussen. Er findet Zutritt und herzlichste Aufnahme in Weimar im „Sonnenwendens-Musen-Kränzchen“; Talleyrand beruft ihn auf den Wiener Kongreß, um mit seiner Hilfe das der Stadt Leipzig drohende Unglück, „preisch ze wer'n," abzuwenden; Frau von Staël — doch wozu diese trocknen Auszüge! Wie man uns sagt, haben ja die sämtlichen Kapitel des „Herrn Engemann“ früher schon einzeln in den „Fliegenden Blättern“ gestanden und erscheinen hier nur gesammelt. Für die meisten unsrer Leser wird es nur dieser einfachen Mitteilung bedürfen, um ihnen das neueste Opus Vormanns angelegentlichst zu empfehlen.

Wie der Dichter zu diesem unvergleichlichen Stoffe gekommen sein mag? Wer kann das ahnen! Er selbst versichert uns, daß seine Darstellung „nach authentischen Quellen“ gegeben sei; und daß Herr Engemann eine geschichtliche Persönlichkeit ist, unterliegt keinem Zweifel. Das Leipziger Adreßbuch verzeichnet von 1810—1836 in jedem seiner Jahrgänge unter der Rubrik „Thomaschule“ „Johann Gottfried Engemann, Aufwärter und Stubenheizer,“ als im Schulgebäude wohnend. In den weiter zurückliegenden Jahren ist freilich statt seiner ein anderer Name genannt, und dieser Umstand ist geeignet, gegen die Echtheit der Vormannschen Publikationen einen leisen Zweifel zu erregen. Wie ist es möglich, fragt man, daß Herr Engemann, wenn er erst 1809 in sein Amt an der Thomaschule eintrat, bereits 1799 Schiller im Rosenthale begegnen, 1802 im Hotel de Bavière mit Goethe eine Unterredung haben, 1804 am Schwanenteiche mit Frau von Staël zusammentreffen, nach der Schlacht bei Jena zu Napoleon beschieden werden konnte — alles als „Aufwärter an der Thomaschule“ und „oben vier Treppen in d'r Thomaschule uf'n Thomasser Gärdhose“ wohnend? Vielleicht wird man sich dabei beruhigen müssen, daß die Berühmtheit Herrn Engemanns schon geraume Jahre vor den Zeitpunkt zurückreicht, wo er durch das Vertrauen des Leipziger Rats in das genannte Amt berufen, ja daß vielleicht gerade diese Berühmtheit für seine Berufung entscheidend wurde, und daß dann im höhern Alter, als er seine Erlebnisse aufzeichnete, bei der ohnehin sehr lebhaften Phantasie, die er besaß und die mit den zunehmenden Jahren sich noch gesteigert zu haben scheint, alle Bilder seines frühern Lebens ihm unwillkürlich in dem Rahmen seiner ehrenvollen amtlichen Stellung erschienen. Immerhin liegt hier ein Widerspruch vor, der noch

seiner vollen Lösung harrt, wenn er uns auch zunächst nicht den Glauben an die Echtheit der geschichtlichen Unterlagen Vormanns stören soll. Umsoweniger, als seine Veröffentlichungen in den meisterhaften Abbildungen von dem „agademischen Professor der Malergunst“ E. Ille aufs glaubwürdigste unterstützt werden. Diese Bilder zeigen durchaus den Stil der klassischen Taschenbuchillustrationen von Lips, Usteri und verwandten Meistern, fügen sich also vortrefflich in die Zeit um den Ausgang des vorigen und den Anfang dieses Jahrhunderts ein.

Drum genug der Bedenken. Wer sich und andern ein paar vergnügte Stunden bereiten will, wer um ein heitres Büchlein für die Sommerfrische in Verlegenheit ist, der greife zu Herrn Engemann. Dort wird er finden, was sein Herz wünscht.

Was uns freilich auch an diesen hübschen Scherzen wieder aufgefallen ist, das ist die nach unsrer Meinung zum Teil entschieden fehlerhafte und übertriebene schriftliche Darstellung der Mundart. Als wir zu Weihnachten vorigen Jahres das neueste Bändchen der Vormannschen „Boesseen“ anzeigten, bemerkten wir, daß uns die Art, wie Vormann den Dialekt schreibe, bisweilen mehr auf lachbegierige Augen als auf feinfühligere Ohren berechnet zu sein scheine. Herr Vormann verteidigte sich damals (im Januar d. J.) gegen unsern Tadel in einem an die Redaktion dieser Blätter gerichteten Gedichte: „Der alde Leibzger an den anonymen Herrn Grensboden=Kridigus, als derselwige seine ordhegraphischen Prinzipchen ahngezweifelt hadde,“ das wir damals sofort und vollständig abgedruckt haben würden, wenn wir geglaubt hätten, damit dem Ruhmesfranze des Dichters „e neies Lorbeerblatt hinzuzufügen.“ Wir haben uns damit begnügt, es sorgfältig im Redaktionspulte zu verwahren. Heute wollen wir wenigstens die Hauptstrophen daraus mitteilen, in denen der Dichter schildert, welche Mühe er sich habe kosten lassen, den Leipziger Dialekt korrekt niederzuschreiben. Er klagt:

Ich warf mich voll von Forscherfeier
Uß Lepsius=Standard-Alphawet,
Das, was in Bricke un in Meyer,
In Merkel un in Whitney steht.

In Arm Carl Abrechts Grammadide
Gam ich wie Salemo mer vor,
Und stand in nächsten Dogenblicke
Doch wie die Guh vor'n neien Dhor.

Denn ach! wer sagt mer zum Exempel:
Wie schreibt sich Leibzger „Ganabee“?
Wie „Gagadu“ un „Gedderdembel“?
Mit p t k? mit b d g?

Als Sachsen läßt bei'n harden be=en
Gegal der Adhen uns in Stich;

Un gennt' mer uf'en Gobbe stehen —
Bei'n weechen klingft uns 's Stimmband nich.

Na, gorz un gut, in Audorneedhen
Gau ich de Feder diesgeriehrft, [?]
Weil das h, was mir eenfig reden,
Noch gar nich schriftlich exestirt.

Hinwiedrum frag' ich: Schreim die Beene
Sich in der Midde mit den h?
Wie scheene raus war der Hellene
Mit seinen langten η da!

Ach, so zu schreiven, wie merisch heeren,
Bleibt ewig wohl ä scheener Troom,
Wie gerne schriew' ich gleich Homerens
Mit ω den Abbelboom!

Das ooch beneid ich noch den Gricchen,
Daß nämlich mit so wenig Mich
Sie aus zwee simbeln Federstrichen
Sich sawrizirn ihr hibisches ζ.

Ich muß nur eegal runsfachiren,
Mit den verflizden Dingt ch,
Un wiedrum doch mich oft scheniren
Und schreive „ja“ statt's richt'ger „cha.“

So queel' ich mit den Alphawede
Gagbalgend Dag fer Dag mich rum;
Un mach ich mir 'ne Extrasreede,
So nimm, o Welt, das nich gleich krumm!

Wir zweifeln nun keinen Augenblick, daß Bormann die Frage, wie die Leipziger Mundart wohl am besten zu Papiere zu bringen sei, sehr ernstlich erwogen habe. Im Gegenteil, wir glauben, daß er etwas zu viel über seinen Dialektspäßen gedistelt, zuviel daran gebestelt hat und dabei schließlich bisweilen auf etwas verkehrtes verfallen ist. Daß dies der Fall sein muß, lehrt schon folgende Thatsache. Ein Süddeutscher, ein Schwabe, der in Leipzig zu Besuch war, versuchte die „Boessteen“ Bormanns, die ihm als erheiternde Lektüre empfohlen worden waren, zu lesen, legte sie aber bald wieder halb enttäuscht aus der Hand, weil vieles darin „schwer zu verstehen“ sei. Als wir ihm dann ein paar von den Gedichten vorlasen, wollte er sich ausschütten vor Lachen und wollte nicht glauben, daß das alles so einfach und verständlich dasteh! Da haben wir ja den Beweis, daß die Sächelchen sich anders, nämlich einfacher, schreiben lassen müssen. Und so ist es denn auch.

Trotzdem, daß die Art, wie Bormann den Leipziger Dialekt schreibt, das Ergebnis reiflicher Überlegung ist, macht sie doch vielfach den Eindruck des Äußerlichen und Mechanischen. Es sieht z. B. so aus, als ob er bei den Labialen und Dentalen ganz mechanisch die sogenannte Tennis (t, p) stets in die

entsprechende Media verwandelt hätte. Vormann schreibt: Dichder, gerechden, geliebde, erschede (erste), fimsfde (fünfte), greeßde, mochede, wollde, wohnde; Wedder, Schridde, Meddernich, hadde, hädde, fladdern, gereddet, bidden, ziddern; Leibzig, Suberdent, Alben (Alpen), verkerbern (verkörpern); Abbel (Apfel), Babel (Bappel), Wabben (Wappen), Trebbe, Gobbe (Kopfe), Sabberment, zabbeln. Das b scheint er ebenso mechanisch zu w erweicht zu haben, denn er schreibt: Liewe, Stuwe, Fuwel (Zubel), owen, ewen, hawen, selwer, awwer (aber). Wir halten fast alle diese Schreibungen für verfehlt. Vielleicht macht sich Vormann keine ganz richtige Vorstellung von dem Wesen der Tenuis. Wie aus der einen Zeile seines oben abgedruckten Gedichtes, worin es heißt, daß den Sachsen bei der Aussprache des p „der Atem im Stiche lasse,“ deutlich hervorgeht, glaubt Vormann keine Tenuis zu hören, wenn er nicht ein gewaltsames Pusten und Schnauben hört; er wechselt die Tenuis mit der Aspirata. So unzweifelhaft es ist, daß der Leipziger sagt: Gersche (Kirche), Gersche (Kirsche), Gerschguchen (Kirschtuchen), Gopp (Kopf), Gader, Gäse, Gind, Gartspielen, Gohlgeimchen, das gemmer nich (das können wir nicht), dot (tot), danzen, Derken (Türken), Dimpel (Tümpel), Deller, Deich (Teich), Deel (Teig), Budel, Beder (Peter), Bederschgerche, der Baster Bank (Pastor Bank) u. s. w., ebenso unzweifelhaft ist es, daß er sagt: Superdent, Leipzig, Bappel, Wappen, Dichter, greeßte, mochte, hatte, Wetter, zittern, Getterdempel x., aber nicht Suberdent, Leibzig, Babel, Dichder, Wedder x. Vormann hat nicht bedacht, daß in Wörtern wie Liebe, oben, selber, Ebbe, Krabbe das b und bb überall in Deutschland einem w und ww ähnlich gesprochen wird; läßt er also drucken Liewe, owen, selwer, so ist das ganz überflüssig; oder muß man etwa Liewe sprechen, so wie es manche Opernsänger singen, damit Vormann Liebe höre? Und wenn er Babel und Wabben drucken läßt, so wird jedermann, der den Leipziger Dialekt nicht selber gehört hat, glauben, er müsse lesen: Bawwel und Bawwen, und wie falsch wäre das! Ganz ebenso falsch aber ist Wedder und hädde. Wenn Vormann einmal in der Mark oder in Schleswig ein Wort wie Kodder, kodderig hat sprechen hören, dann wird er wissen, wie ein dd wirklich klingt. Der Leipziger kann gar kein dd sprechen, er sagt immer hätte, sogut wie er Dreppel sagt; freilich pustet er das tt und pp nicht gewaltsam heraus, etwa so wie es den Kindern in der Volksschule vorgemacht wird, um sie das „harte b“ vom „weichen p“ unterscheiden zu lehren, aber er spricht thatsächlich ein t und p.

Unverständlich ist es uns auch, weshalb Vormann schreibt: Dhaler, Dhjere (Thüre), Dheader, Dhomasschule, Reedhe (Röte), dhun und ähnliches. Was man thatsächlich hört, ist doch dun, Daler, Domasschule. Wozu da die gesuchte Schreibung mit der aspirirten Media? Der Unkundige meint wieder, dahinter müsse eine besonders schwierige Aufgabe der Aussprache

stecken, was doch garnicht der Fall ist. Grundfalsch und geradezu lautphysiologisch unmöglich sind Formen wie Dtdober, winkde, mit gesenkten Hauptde. Aus seiner Schulzeit wird sich Vormann erinnern, daß neben *ὄκτω* im Griechischen die Form *ὄγδοος*, neben *ἐπτά ἑβδομος* steht, aber nicht *ὄκδοος*, *ἐπδομος*, und zwar einfach deshalb nicht, weil es solche Formen nicht giebt und nicht geben kann, in keiner Sprache und in keinem Dialekte.

Das Bestreben, den Leipziger Dialekt recht weich und energielos zu schreiben, zeigt sich noch in einem andern Falle. Vormann schreibt Bilz (Pilz), Granz (Kranz), Dänserin, ganz (ganz), stolz, flansen (pflanzen), glänsen. Diese Verdünnung des *z* in *ʃ* hinter *n* und *l* ist im Leipziger Dialekt so wenig vorhanden, daß geradezu das Umgekehrte der Fall ist. Der Leipziger ist garnicht imstande, zu sagen Hals, er sagt immer Halz, gerade so wie er Holz ausspricht, den Vogel nennt er Ganz, und es fällt ihm nicht ein, den Pilz in einen Bilz zu verwandeln; er nennt ihn Bilz; selbst am Anfange der Wörter verwandelt er gern das *ʃ* in *z*, wie in Zellerie, Zocke.

Ebenso überflüssig aber, wie das *dh* in Dheader, ist das *gk* und *gx* in Wörtern wie langk, bringkst, springkst, Erholungk, Wohnungk, Regierungk, balangzirt. Der Guttural in diesen Wörtern klingt im Leipziger Dialekt nicht auffälliger als in vielen andern Gegenden Deutschlands, und wenn Vormann wirklich die Endung *ung* ähnlich gehört hat wie in Trunk, warum schreibt er nicht einfach Erholunt, Wohnunt? Gerade bei dem *ngk* kommt man auf den Verdacht, daß es Vormann, abgesehen von seinem Bestreben, das Komische, das man wirklich hört, genau niederzuschreiben, doch auch ein bißchen darum zu thun gewesen sei, daß das Niedergeschriebene recht komisch aussehe. Aber wie gesagt, es ist garnicht so schlimm mit dem Guttural. Auch der Leipziger unterscheidet zwischen winkst und springst, und gar Formen wie *änne* langke Gestalt, *ä* langker Streesen hört man wohl nur bei dem allerniedrigsten Volke, das sich auf eine möglichst rüde Sprache förmlich etwas zu Gute thut.

Mehr auf das lächerliche Aussehen als auf den richtigen Klang scheint es auch gemünzt, wenn Vormann ein, einen, eine, einmal abkürzt in *ä*, *än*, *änne*, *ämal*, wenn er für vierzehn und wirklich schreibt *värzen*, *wärklich*. Wozu das *ä*? Was man thatsächlich hört, ist *e*, *en*, *enne*, *verzen*, *werklich*, wie *Gerche*, *Scherm* und ähnliches. Der Fremde wird durch das *ä* wiederum nur irreführt und meint, er müsse einen recht ordinären, breiten und gedehnten Laut herausquetschen, was doch wiederum nicht der Fall ist.

Neben solchen Ubertreibungen fällt es wenig ins Gewicht, daß Vormanns Schreibung in manchen Stücken die rechte Konsequenz vermissen läßt. Er schreibt z. B. *Ufwärder* neben *Aufmerksamkeet*, *Gombelment* neben *Gomplement*; im Infinitiv und Partizip erscheint geschlag'n neben schlagen, im Infinitiv der Verba, deren Stamm auf *m* endigt, *gomm* (d. i. *gomm'n*) und *umarm* (d. i. *umarm'n*) neben Formen, die die volle Endung zeigen; für *mit* heißt es bald mit *d'r*, bald mit *r*, für *mit* seinem bald mit *sein*, bald mit *seinen*. Auf eine der merkwürdigsten Eigentümlichkeiten des Leipziger Dialekts hat sich Vormann nur gelegentlich besonnen, auf die sonderbare Art, wie der echte Leipziger, wenn er *sein* sprechen will, den dialektisch verstümmelten Artikel wiederherstellt. Das Leipziger Kinder mädchen droht den Kindern: *Wart nur, ich sag's in Papa*, der Kellner verspricht dem Gaste: *in Sonnabend gibt's Allerlei*. Dieses *in* ist eine mißverständliche Ergänzung

des zu 'n ('n Papa, 'n Sonnabend) verstümmelten dem und den. Es fehlt nicht ganz bei Bormann, findet sich aber doch nur vereinzelt. Von den beiden Schreibungen mit d'r und mit'r geben wir der zweiten den Vorzug, würden es sogar für zweckmäßig halten, einfach zu schreiben mitr, fogut wie man zur, vom, beim schreibt, und wie das Altdeutsche auch gegem, ufm und ähnliches geschrieben hat. Mit offenbar beabsichtigter Inkonsequenz behandelt Bormann die Vorsilbe ge-, die er an Verbalstämmen, welche mit g oder k beginnen, immer je- schreibt (jegangen, jegeben, jegooft), während er sonst das ge- behält. Es scheint, daß er hier eine Art von Dissimilation beobachtet hat, von der wir nicht sicher sind, ob sie wirklich existiert. Unsers Wissens spricht der Leipziger überhaupt kein je-; wer es in Leipzig spricht — und es thun's sehr gebildete und angesehenen Leute —, verrät sich dadurch sofort als Hallenser und spricht es dann vor allen Verbalstämmen, nicht bloß vor den mit Guttural anhebenden.

Wir wiederholen: Daß Bormann nicht übertreiben will, daß er im allgemeinen die beste Absicht hat, den Dialekt genau so niederzuschreiben, wie er ihn zu hören glaubt, bezweifeln wir nicht. In einzelnen Fällen aber hat er sich doch wohl, bald aus allzugroßer Distelei, bald auch durch den Wunsch, etwas recht komisches für das Auge zu schaffen, zu einer Schreibung verlocken lassen, die eine größere Ähnlichkeit mit jenen künstlich unorthographisch zurechtgemachten Musketier- und Dienstmädchenkorrespondenzen hat, wie man sie gelegentlich in Witzblättern findet, als mit der getreuen Wiedergabe einer lokalen Mundart. An solche Dienstmädchenbriefe erinnert namentlich die karikierte Form, in der die Fremdwörter erscheinen, wie Stadieh, Addidiede, Disbudazijohn u. a.

Wenn wir mit einem Wunsche schließen dürften, so wäre es nicht etwa der, daß uns Bormann demnächst mit einem Bändchen neuer „Boesien“ erfreuen möchte; im Gegenteil, wir meinen, wenn ein Schriftsteller in irgend einer Gattung etwas geschaffen hat, was den Leuten gefällt, so sollte er sich nie in dieser Gattung wiederholen, sondern seine Kraft immer an etwas neuem versuchen. Die Literatur der letzten Jahrzehnte hat zu viele Beispiele davon, wie rasch ein Schriftsteller sich überlebt, wenn er sich jahrelang in demselben engen Zirkel dreht. Bormann aber hat doppelte Ursache ängstlich für seinen Schriftstellerruhm besorgt zu sein, da sein Herr Verleger ihn ja bereits wie einen der Literaturgeschichte angehörigen behandelt: in einem kürzlich ausgegebenen Verlagsbericht schickt er dem Verzeichnisse der Werke seiner Autoren — biographische Nachrichten voraus! Über Bormann erfahren wir dabei, daß der „alte Leibz'ger“ noch ein ziemlich junger Leipziger ist: „Edwin Bormann, geboren am 14. April 1851 in Leipzig, studierte am Polytechnikum zu Dresden und auf den Universitäten zu Leipzig und Bonn Naturwissenschaften, Kunst- und Kulturgeschichte, ist Mitarbeiter an einer Reihe von Zeitschriften, besonders den »Fliegenden Blättern,« und lebt als Schriftsteller in seiner Vaterstadt. Er gab zuerst das im Verlage von R. Eckstein erschienene »Seid umschlungen, Millionen! Humoristisches Liederbuch« heraus, dann folgte: »Mei Leibzig low' ich mir!« u. s. w. Sich so biographirt zu sehen, das legt einem doch gewaltige Verpflichtungen auf. Nein, dürften wir etwas wünschen, so wäre es das, daß der „alte Leibz'ger“ sich entschlösse, in etwaigen neuen Auflagen seiner hübschen Dialektscherze eine einfachere, der Wahrheit näherkommende Schreibung einzuführen. Der Kreis seiner Leser und Freunde würde sich dadurch gewiß noch schneller erweitern, als es ohnehin schon geschehen.